

Die erzählerische Funktion der Mundart : Sprachebenen in Gotthelfs "Erdbeerli Mareili"

Autor(en): **Theisohn, Philipp**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **69 (2013)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die erzählerische Funktion der Mundart Sprachebenen in Gotthelfs «Erdbeeri Mareili»

Von Philipp Theisohn¹

«**Z**’hinterst» fängt diese Geschichte an: «Das Erdbeeri Mareili wohnte an einem wüsten Orte im Tschaggeneigraben z’hinterst, wo Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen, lauter Weid und Wald, kaum ein eben Plätzchen einer Hand groß ist.»² Es ist leider auch schon verstorben, das Erdbeeri Mareili, als der Gerichtsäss Peter Hasebohne es dort aufsucht, genauer gesagt sucht er es dort nur auf, weil es gestorben ist. Wie es gestorben ist und was das für eine Bedeutung hat, dazu wäre am Ende noch etwas zu sagen; vorerst sollte die Aufmerksamkeit allerdings auf einem anderen Aspekt liegen, nämlich der Frage des literarischen Dialektgebrauchs.

Das erstaunt, bleibt in dieser 1851 erstmals gedruckten Erzählung das, was Gotthelf angeblich auszuzeichnen scheint, nämlich sein starker Einbezug der Emmentaler Mundart, doch fast unsichtbar, so dass wir nur aufgrund einiger weniger Passagen, in denen die Mundart dann doch hervortritt, deren Funktion in Gotthelfs Erzählen hinterfragen können. Das erste eindeutig dialektale Wort, über das man in diesem Text stolpert, ist aber das «z’hinterst», das sich problemlos auch in ein «ganz hinten» oder «ganz am Ende» hätte umformen lassen.

Der plötzliche Sprung in die Mundart ist sachlich hier gar nicht motiviert – und dennoch erfolgt er offensichtlich ganz bewusst. Welche Bedeutung dieser Sprung hat, soll geklärt werden; es bedarf dazu aber eines kleinen Umwegs, der uns aus dem Tschaggeneigraben erst einmal wieder hinausführt.

1 Dr. Philipp Theisohn, Assistenzprofessor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft am Deutschen Seminar der Universität Zürich, Rämistrasse 42, 8001 Zürich, philipp.theisohn@ds.uzh.ch, www.ds.uzh.ch/conditioextraterrestris

2 Jeremias Gotthelf: *Das Erdbeeri Mareili*, in: ders., *Sämtliche Werke in 24 Bänden*, hg. von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch, Erlenbach-Zürich 1911–77, Bd. XXI, 6–53, hier 6.

1. Gotthelf – ein Dialektschriftsteller?

Innerhalb der Deutschschweizer Literatur gilt Gotthelf als derjenige, der die Literarisierung des Dialekts am stärksten und nachhaltigsten vorangetrieben hat. Das ist eine durchaus nicht unbegründete Meinung, die dann aber auch zu einer Regionalisierung des Œuvres beigetragen hat, die seinem historischen und literarischen Rang nicht gerecht wird. Man darf nicht zuletzt daran erinnern, dass Gotthelf schon sehr früh Leser und Unterstützung in Deutschland gefunden hat und dann auch ab 1846 bei Julius Springer verlegt wurde, der eine hochdeutsche Fassung des ersten *Uli*-Teils veranlasste und auch sonst zur Reduktion des Schweizerdeutschen Wortschatzes mahnte³, was für Gotthelf kein ideologisches Problem gewesen ist.

Die irrige Vorstellung, es handle sich bei Gotthelf um einen Dialektschriftsteller, wurde insbesondere durch die von Ernst Balzli inszenierten Hörspielfassungen Anfang der Fünfzigerjahre sowie die Schnyder-Filme zementiert, die gänzlich in Mundart gehalten sind – eine Pauschalisierung, gegen die Walter Muschg in seiner Polemik zu *Gotthelf im Radio* 1954 bereits angegangen ist.⁴ Muschg vertritt dort allerdings die These, dass Gotthelf «immer schriftdeutsch schreiben» will und «unter seinem Unvermögen» leidet, «sich von der Mundart freizumachen».⁵ Anlass ist ihm dazu eine Stelle in einem Brief Gotthelfs aus dem Jahr 1843, in der dieser verlautbaren lässt: «Ebenso will ich nie im Dialekt schreiben und auf den ersten zwanzig Seiten wird man wenig davon merken, nachher werde ich dazu gezwungen, ich mag wollen oder nicht.»⁶

3 Bereits in der ersten Kontaktaufnahme verweist Springer Gotthelf gegenüber auf die «inneren Gründe» der geringen Bekanntheit in Deutschland, worunter er «die, wenn auch durch Noten erläuterte, doch uns störende Schweizer-Sprache» versteht. (Als äussere Gründe werden die Abseitigkeit von Gotthelfs Verlagen und die «nicht geziemende» Ausstattung der Bücher angeführt – hier wird Springer dann selbst Abhilfe schaffen.) Julius Springer an Gotthelf, 16. November 1843, in: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke* (wie Anm. 2), Ergbd. V, 352.

4 Muschg ist natürlich weder der Einzige noch der Letzte, der sich zur Dialektfrage bei Gotthelf geäußert hat; verwiesen sei insbesondere noch auf Alfred Reber: *Stil und Bedeutung des Gesprächs im Werke Jeremias Gotthelfs*, Berlin 1967.

5 Walter Muschg: *Gotthelf im Radio. Eine notwendige Kritik*, Bern 1954.

6 Gotthelf an Irenäus Gersdorf, 28. September 1843, in: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke* (wie Anm. 2), Ergbd. V, 335.

Muschg hat aus dieser Passage den Schluss gezogen, man dürfe Gotthelf allenfalls ins Schriftdeutsche, aber niemals ins Berndeutsche übersetzen. Ich halte diesen Schluss für grundfalsch und möchte hingegen behaupten, dass der Zwang, den der Dialekt auf den schreibenden Bitzius ausübt, ein *poetologischer* Zwang ist, dass die Nutzung der Mundart bei Gotthelf einer narrativen Strategie unterliegt, die auf mehreren Ebenen zum Tragen kommt. Erkennen lässt sich diese Strategie in all ihren Implikationen nur, wenn man den gotthelfschen Kosmos einmal durchlaufen hat und den ontologischen Sitz der Mundart geortet hat. Veranschaulichen lässt sich das Prinzip gleichwohl auch an einem kleinen Beispiel, dem eingangs bereits zitierten *Erdbeeri Mareili*.

2. Mutmassung und Wissen – die Grenze zwischen den Sprachformen

Um der identifikatorischen Überhöhung der Mundart bei Gotthelf entgegenzutreten und ihr eine erzähltheoretische Perspektive gegenüberstellen zu können, bedarf es zunächst einmal einer kleinen Bestandsaufnahme und Differenzierung. So lässt sich festhalten, dass in Gotthelfs Werk eine hauptsächlich dialektal verfasste Prosa die absolute Ausnahme darstellt; wir finden das allenfalls in den Kalendergeschichten, und warum wir es dort finden, liesse sich diskutieren.⁷ Die Regel ist die Mischform, und die scheint sich auf den ersten Blick aus der Zusammensetzung verschiedener Erzählebenen zu ergeben. Die auktoriale Redeform folgt grundsätzlich dem Schriftdeutschen, die Mundart findet ihr Einfallstor hingegen in der direkten Rede. Dieses Schema lässt sich insbesondere in den ersten Romanen recht gut beobachten, es wird dennoch auch schon dort konsequent durchbrochen von Mischformen, die aufzeigen, dass es Gotthelf keineswegs um Sprachrealismus geht.

7 In den jüngst erschienenen ersten Bänden der historisch-kritischen Gesamtausgabe findet sich ein aufschlussreicher Kommentar zur Dialektverwendung in Gotthelfs Kalendergeschichten: Jeremias Gotthelf: *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, hg. von Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann, Abt. D (Neuer Berner Kalender), Bd. 3.1, Hildesheim/Zürich/New York 2012, 65–79.

Weitere Angaben im vorangehenden Aufsatz dieses «Sprachspiegels», S. 106, Anm. 6.

Gotthelfs Figuren reden keineswegs so, wie das ein Emmentaler Bauer tun würde. Als Peter Hasebohne im Tschaggeneigraben ankommt und dort im Haus der Toten ein junges Mädchen vorfindet, begrüsst ihn zwar eine alte Frau mit den Worten «Hüb nit Kummer, Gerichtssäß», fährt dann aber fort: «Öppe alleine wird man das Meitschi nicht lassen, daneben wäre es das erstemal, daß hier gestohlen würde, das ist hie nicht wie in den Dörfern draußen, wo kein Nachbar dem andern seine Sache ruhig lassen kann und ein Strolch am andern hanget.»⁸ Das ist keine Mundart, sondern eine Kunstsprache. Wozu mag sie dienen?

Eine plausible Erklärung für dieses seltsame Phänomen könnte darin liegen, dass die Sprache Gotthelfs Figuren weniger einer bestimmten Landschaft zuordnet (wobei er das durchaus kann) als vielmehr innerhalb der Erzähllogik verortet. Figuren, die eine seltsame Mischsprache sprechen, tun das, weil sich in ihnen ein narratives Bewusstsein verkörpert, das zwischen zwei Ebenen gespannt ist. Im zitierten Fall ist das recht gut auszufalten: Dass der Gerichtssäß unbesorgt sein soll, dass das Meitschi schon irgendwie Schutz erhalten wird, das gehört der Mundart, es geht da um Erwartungen und Versprechungen, also ein Reden, das sich ins Ungewisse richtet, das auch noch nicht genau weiss, wo es hinaus will, und das «öppe» ist tatsächlich der treffendste Ausdruck für diesen Status. Die Regel aber, die die dialektale Erwartung begründen kann, nämlich die besondere Ordnung des Tschaggeneigrabens, man möchte sagen: das ethische Gesetz des Tschaggeneigrabens, die muss man dann schon auf Hochdeutsch formulieren, auch wenn die dadurch zustande kommende Überblendung der personalen Sprachidentität im Grunde unglaublich werden muss.

Nehmen wir nur diese eine Stelle zur Grundlage, dann könnte man das Sprachenverhältnis auf die Dichotomie offen/geschlossen herunterbrechen: ein Denken und Sprechen im Ungewissen hier, eine geschlossene Logik dort, hier nur Meinung, «doxa», dort das Wissen. Das würde natürlich auch wunderbar zur Vorstellung von Gotthelf als Didaktiker passen – die auch in der Sprache irrenden Bauern, wel-

8 Gotthelf, *Das Erdbeeri Mareili* (wie Anm. 2), 7; G(e)richtssäß = (hier) Gerichtsdienner.

che Gott lehrt, und er lehrt natürlich durch die Pfarrer, und die reden ziemlich ausnahmslos schriftdeutsch. Das ist auch in diesem Text der Fall; nachdem der Gerichtsäss dem Pfarrer den Tod des Erdbeeri Mareili meldet und sich dabei despektierlich über die Lebensumstände äussert, in denen er es vorzufinden geglaubt hat, beginnt der Pfarrer seine beherrschende Erzählung vom Leben des Erdbeeri Mareili: ein gottgefälliges Leben, enthaltsam, naturverbunden, sich aufopfernd für die jung sterbenden Geschwister, dann für die Mutter, nach deren Tod gegenüber einem Schlossfräulein, nach dessen Tod wiederum gegenüber den Kindern des Tschaggeneigrabens, die es zu sich nimmt.

Das alles ist im Grunde ohne Brüche, es gibt da fast keine Ver-sündigungen in diesem Leben, eigentlich nur an einer Stelle, an der das Erdbeeri Mareili kurzzeitig damit beginnt, eine Systematik der Vorzeichen zu erarbeiten, an denen es das Gelingen und Misslingen seines Verkaufstages ablesen kann. Es wird in diesem Aberglauben natürlich umgehend widerlegt; zuvor allerdings beginnt es in Anwesenheit der Mutter das Raisonement über die gemutmasste Welt, und da kommt dann auch wieder die Mundart momenthaft ins Spiel. Das Mareili will aufgrund böser Träume seine Erdbeeren nicht austragen, und schon sind wir im Reich der Spekulation; auf Wunsch der Mutter geht es doch und beschliesst, «sich grusam in acht nehmen» zu wollen, «z'töte wird es ja nicht gehen»⁹; bei den ersten Vogelschreien im Wald flüchtet es sich zuerst zu Gott, den man zwar «i Gotts Name» anruft, der einen aber zum Hochdeutschreden anstiftet, während der Blick auf die verworrene Zeichenwelt der Natur wieder durch den Satz begleitet wird «d'Ägerste werde nit alles könne zwänge, und am Ende, was sy soll, mueß ja sy.»¹⁰

Das scheint unsere vorherige Feststellung zu bestätigen: Schriftdeutsch ist das narrative Bewusstsein, das Ordnung stiftet, Mundart ist das Medium der Mutmassung. Entscheidend scheint allerdings zu sein, dass man beide Seiten nicht gegeneinander ausspielt, sondern immer

⁹ Ebd., 32.

¹⁰ Ebd.; Ägerste = Elster.

im Bewusstsein behält, dass es sich um Mischphänomene handelt – und handeln muss. Da sind wir dann nämlich nun bei der gotthelfschen Ontologie angelangt. Die Vermittlung von Schöpfungswahrheit und erlebendem Bewusstsein – ganz gleich, ob es sich dabei um die Erkenntnis der wahren Ökonomie, der wahren Heilkunst oder des wahren Schicksals handelt – beginnt hier niemals bei der Belehrung und deswegen auch niemals im Hochdeutschen.

Es ist gerade die Einsicht dieses Werkes, dass man immer wieder in die Welt der dialektalen Formeln hinuntermuss, in der sich das Leben im Emmental organisiert, und dass diese Welt dann qua sprachlicher Standardisierung zu läutern ist. Das tönt abfällig gegenüber dem Dialekt, aber dieser erste, aus der Abstraktion gewonnene Eindruck täuscht. Denn der Reiz des gotthelfschen Erzählens besteht gerade darin, dass es sich mit diesen Läuterungsprozessen unendlich viel Zeit lässt, dass es um den narrativen Reiz des Chaotischen, der Sünde, des Nichtunterwiesenen und eben auch der Mundart bestens Bescheid weiss, und bisweilen die Didaxe erst dann einsetzt, wenn ohnehin alles zu spät ist. Man mag da etwa an die 1838 erschienene Erzählung *Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen* denken.

3. Medialität, sprachliche Differenz und Katastrophik

So ist es gerade das dialektische wie dialogische Verhältnis zwischen Mundart und Hochsprache, das diesem Erzählen eine didaktische Funktion verleiht. Dass man dabei nicht im Dialekt verharret, ist die eine Seite; dass man aber eben auch die Mundart nicht ausschliesst, die andere. Dort, wo es in Gotthelfs Texten am bösartigsten zugeht, da hat das immer auch etwas mit der völligen Entfremdung zwischen hochdeutscher Schriftsprache und berndeutscher Mündlichkeit zu tun. Wo die Vermittlung zwischen beidem nicht mehr stattfindet, da beginnen die Schriftstücke trügerisch zu werden, wendet sich das Bürokratendeutsch gegen die Menschen, denen es «ume Kafel» ist¹¹, wie es

11 Jeremias Gotthelf: *Die Käserei in der Vohfreude*, in: ders. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 2), Bd. XII, 51; Kafel = unordentliche (Schreib-)Arbeit, Rede.

dem Elisi in der *Käserei in der Vehfreude* (1850) vorkommt, das dann zugleich eben auch eine höchst schlimme Person ist, die andere Personen tothexen lässt. Der Zusammenbruch des Dialogs zwischen Mundart und Hochsprache, zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit sorgt eigentlich erst für die Komplikationen in diesen Texten.

Am breitesten ausgefaltet ist diese Thematik in den beiden ersten Romanen Gotthelfs, also im *Bauernspiegel* (1837) und in den *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* (1838/39), denen es allerdings dabei zuvorderst um Bildungsaspekte geht. Am deutlichsten lässt sich das Auseinandertreten und Verkeilen sicherlich im ersten Teil des *Anne Bäbi Jowäger* (1843) erkennen, in dem auf der einen Seite die Ignoranz der Landbevölkerung gegenüber der Zeichenwelt der Gebildeten in den pharmazeutischen Aberglauben führt und das Jakobli das halbe Augenlicht kostet, während auf der anderen Seite die papierne Abwicklung der Ehegeschäfte, die Überantwortung der Liebe in die Verträge zu einer schier unbegreiflichen Entfremdung führt, die Jakobli fast um sein Meyeli bringt. Es gibt da sogar beinahe so etwas wie den Mythos einer hochsprachlich-dialektalen Urszene, in der Hansli Jowäger nämlich über das Problem der Eheschliessung und das Unglück seines Sohnes räsoniert:

«Aber ds Hürate git doch hützutag Umtriebe; ih hätts nit glaubt, we mrs öpper anger gseit hätt. Aber drus cha me gseh, daß dWelt geng vrhürscheter wird u me enangere je länger je minger vrstah cha. Es geyht afe fast, wie wo si dä Turm bauet hey, wo du en iedere witziger het welle sy als dr anger u si du hey afa weltsche u kene meh dr anger het chönne bigryffe.

Won ih ha welle wybe, han ih gfragt: «Wottsch?» U du hets gseit: «Mira», u dSach ist richtig gsi, u de Alte ists recht gsi, u du hey si mitenangere gredt, was si tue welle; aber ih ha däycht, das gang mi nüt a.»¹²

Das «Weltsche», das setzt überall dort ein, wo die Mundart zurückgelassen wird, und den Mundartsprechern erscheint umgekehrt dann alles, das sich in der Hochsprache abspielt, namentlich der ge-

12 Jeremias Gotthelf: *Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Erster Teil*, in: ders., *Sämtliche Werke* (wie Anm. 2), Bd. V, 351f.

samte Bereich des Rechts, als eine unbegreifliche Verwirrung, die sich nur mit dem Turmbau zu Babel erklären lässt.

4. «Z'hinterst» hockt die Mundart

Das Erdbeeri Mareili kennt diese Katastrophik nicht wirklich, mit dem Abstand zwischen den Sprachen wird es nur in seiner späteren Tätigkeit als Zofe konfrontiert – und da muss es Französisch lernen, was bei Gotthelf dann noch einmal ein eigenes Thema ist und insbesondere an *Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz* (1846/47) zu diskutieren wäre.¹³ Denn das Welsche ist die Sphäre, in der es immer «neuis» hat, in der also die Fremdheit eine substantielle und nicht immer positiv zu bewertende ist. Dass jemand gut Französisch kann, wird im übrigen bei Gotthelf gerade dadurch bewiesen, dass man gleich überhaupt nichts mehr versteht.¹⁴ Lassen wir Mareilis Leben also schriftdeutsch zu Ende gehen und erinnern uns daran, dass dieses Leben zur Belehrung des Gerichtsäss Peter Hasebohne erzählt wurde. Der wird nun am Ende vom Pfarrer gefragt, ob dieser nicht im Recht gewesen sei, als er gesagt habe, «das Erdbeeri Mareili sei besser gewesen als Ihr und ich».¹⁵ Die Antwort ist verblüffend:

«Ja, ja», sagte der Grichtsäß Hasebohne, «so für ein Weibervölchli mag's angehen, und daß es sich mit dem Mannevolch nicht angelassen, wie es scheint, daneben kann man es nicht wissen, gefällt mir bsunderbar wohl. Es sollten es alle so machen, dann täte es weniger arme Kinder geben. Aber, ob es dann imstande gewesen, Pfarrer zu sein oder gar Grichtsäß, selb müßte ich doch zweifle, drzu bruchts Verstang, wo me hinger emene Wybervölchli nit fingt. Unser Herrgott wird nicht umsonst zweier Gattig Menschen erschaffen haben, Weibervolk und Mannevolk, wo eigentlich nit zsämezzelle sy u z'vrglyche,

13 Eine besondere Betrachtung wäre zudem die Kalendererzählung *Wie ein Welsch Wein verkauft* (1844) wert, der man geradezu einen linguale Experimentiercharakter zusprechen kann.

14 So rühmt in den *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* ein Vater die Weltläufigkeit seines im Neuenburgischen verkehrenden Sohnes mit der Erzählung von dessen Heimkehr: «Mit dem Pfarrer hat er gwälschet, daß es mi wunderligs düecht het, o kes einziges Wörtli ha n ih vrstange u bi doch grad bi ne ane gstange.» (Jeremias Gotthelf: *Leiden und Freuden eines Schulmeisters*, in: ders., *Sämtliche Werke* [wie Anm. 2], Bd. III, 273.)

15 Gotthelf, *Das Erdbeeri Mareili* (wie Anm. 2), 52.

wie drHerr Pfarrer wohl weiß, vo wege Mannevolk ist doch geng Mannevolk, u Wybervolk blybt i Gotts Name geng Wybervolk. Nüt für ungut, Frau Pfarreri, aber es isch emel so und wird nit anders, solang dWelt steit. Aber jetzt muß ich heim. Meine wird luege, wo ich herkomme, die gibt mir eine Kappe, es ist e Handligi! Lebit wohl u Dank heigit u chömmets cho yzieh, es wurd is freue!»¹⁶

Mit einem Mal kann der Mann nun doch Mundart, und die Frage ist, warum so kurz vor Ende der Erzählung nun auf einmal doch solch ein dialektaler Wortschwall in diesen Text einbricht, wo zuvor selbst im Tschaggeneigraben das Berndeutsche sich so versteckt gehalten hat. Erkennbar ist natürlich, dass sich mit dem Sprachwechsel ein erkenntnistheoretischer Rückfall verbindet, dass der Mensch von dieser Erzählung so gar nichts mitgenommen hat. Die Erzähldidaxe scheint also vollkommen gescheitert, nicht in der Domäne der Mundart angekommen zu sein. Das ist die eine Wahrheit des *Erdbeeri Mareili*.

Die andere aber ist die, dass *dieses Scheitern selbst* wiederum Bestandteil der Erzählung ist, dass sie selbst den Unverstand eines Gerichtsäss, der sich hinter seinen Stammtischformeln versteckt, mitzunehmen vermag und ihm einen Ort gibt, der eigentlich genau jener Ort ist, den das dialektale Bewusstsein zu Beginn der Erzählung dem Erdbeeri Mareili zugewiesen hat: nämlich «z'hinterst», an einem Platz, der von der rechten Ordnung schon so weit weg zu sein scheint, dass man ihn gar nicht mehr genau bestimmen kann, von dem man aber eben immer ausgehen und zu dem man am Ende immer wieder zurückkehren muss. Peter Hasebohne spiegelt sich in seinem eigenen Sprachdenken, ohne es zu merken; und all die Peter Hasebohnes, die vor diesem Text sitzen und der lebendigen Rede des Erzählers nichts haben abgewinnen können, müssen die Lektion dann auf anderem, unerfreulicherem Wege lernen. Oder, wie es die Pfarrersfrau ganz am Ende, um zum Verzehr der noch warmen Suppe zu drängen, als Maxime ihrer Köchin Rösi anführt: «Es gäb dLüt am beste zuche, we men es kalt gäb, was sie nit heige möge, wos warm gsi syg.»¹⁷

16 Ebd., 53.

17 Ebd.; zuchegä = herbeibringen.